

## Vernissagerede für Inge Schön und Catrin Lüthi K in der Galerie Neue Kunst in Wil, 20. März 1993

Von Annelise Zwez



Sehr geehrte Damen und Herren

Wenn man sich auf eine Vernissagerede in einer Galerie vorbereitet, in welcher man noch nie gesprochen hat, steckt man die Nase neugierig in alles Papier, das einem zugesteckt wird. So bin ich auf das Zitat gestossen, das Toni Schönenberger 1988 dem Vorwort vorangestellt hat, das er für die Ausstellung von Künstlern aus der Region hier in der Shedhalle in Zürich geschrieben hat. Es ist ein vorwurfsvolles - in gewissem Sinn auch ein typisch weibliches - Zitat von Susann Sonntag, das bei Schreibenden und Sprechenden stets von neuem auf Widerspruch stösst, so quasi aus Selbsterhaltungstrieb. Da steht: "Wie die Abgase der Autos und der Schwerindustrie, die die Luft der Städte verunreinigen, vergiftet heute der Strom der Kunstinterpretation unser Empfindungsvermögen. In einer Kultur, deren bereits klassisches Dilemma die Hypertrophie des Intellekts auf Kosten der Energie und der sensuellen Begabung ist, ist Interpretation die Rache des Intellekts an der Kunst."

Soll ich also beschämt zur Seite treten und schweigen? Oder soll ich mich doch lieber an Paul Klee halten, der - sinngemäss - sagte, ein bisschen Denken könne nie schaden. Da ist vielleicht das Stichwort: Denken, Nach-denken. Nach-denken, was ist das eigentlich? "Sich den Kopf zerbrechen" wäre ein bildhaftes Synonym, aber das mag ich nun doch lieber nicht. Nach-denken - und das ist auch der Punkt, der Susann Sonntags Worte entkräftet - nach-denken ist hier ein Nachvollziehen des Denkprozesses, der Inge Schön und Catrin Lüthi K beim Entstehen ihrer Werke begleitet hat.

Nun müssen wir aber noch etwas klären. Denken findet im Kopf statt, denken ist ein intellektueller Prozess, also das, was Susann Sonntag anprangert. Und sie mögen mit ihr denken: "Diese Werke hier darf man doch wirklich nicht verintellektualisieren. Jein. Zweifelsohne hat gute Kunst immer ebenso mit Gefühl, mit Empfindungen, mit Körperschwingungen zu tun wie mit analytischem Denken. Aber, um Susann Sonntags "Kopflastigkeit" zu vermeiden, um die Ganzheit in Schwingung zu versetzen, müssen wir die Anstrengung unternehmen, die emotionellen Werte - seien sie nun laut oder leise - in subtile Sprachäusserung zu übersetzen, was ein intellektueller Prozess ist. Das ist, was ich mit dem vorher genannten "Jein" meinte. Wir müssen das Nach-denken erweitern, um die Trennung

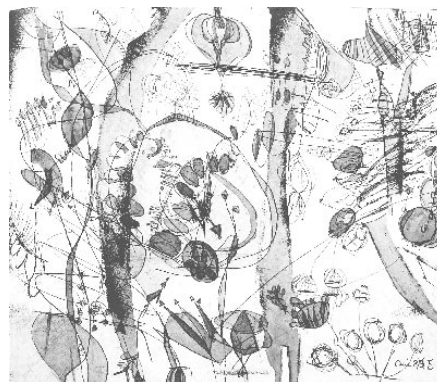
von Emotionellem und Intellektuellem zu überwinden. Nach-denken muss beides enthalten. Nur damit - diese Konklusion muss ja fast kommen, wenn ich über Werke zweier Künstlerinnen spreche - nur damit wird es uns gelingen, die künstlerischen Aussagen von Inge Schön und Catrin Lüthi K in ihrer **Ganzheit** zu verstehen. Nur durch die bewusste Gleichstellung - ich benutze dieses politisch gefärbte Wort durchaus mit Absicht - nur durch die bewusste Gleichstellung von empfindungsmässigen und analytischen Werten wird die Kunst von Frauen den ihr gesamthaft gebührenden Platz in der Kunst erhalten.

Sie können widersprechen und sagen: "Mir reicht es, die eine Seite zu spüren und die andere zu formulieren. Und sie haben damit nicht Unrecht - das ist die Basis. Sie können damit aber nicht verhindern, dass die bestimmende und für den sogenannten Wert massgebliche Seite letztlich die Wortebene ist, da unsere Gesellschaft auf der Kommunikation mit Worten aufgebaut ist, ob wir das nun bedauern oder nicht.

So bleibt uns nichts anders übrig, als es mit Paul Klee zu halten, wonach ein bisschen Denken - Denken im beschriebenen Sinn - nie schade.



*Catrin Lüthi K: „Einschichtungen“, 1991*



*Inge Schön, Aquatina koloriert, 1983/85*

Catrin Lüthi K und Inge Schön kennen sich seit einigen Jahren. Unterschiedliche Lebenswege - zunächst geographisch verstanden- haben sie eine Zeit lang in dieselbe Region geführt. Inge Schön wohnt seit langem in Trieboltingen, Catrin Lüthi K ist erst letztes Jahr von Horn nach Riehen umgezogen. Beide Künstlerinnen hatten im Vorfeld dieser Ausstellung ein gutes Gefühl, wenn sie - damals noch in Gedanken - ihre Werke zueinandergesellten. Im Gespräch in der Galerie vor gut einer Woche habe ich sie dann gefragt, was denn ihrer Ansicht nach der gemeinsame Nenner sei, der übermalten Radierungen einerseits, der materialbetonten Plastiken andererseits. Inge Schön konterte meine notorische Ernsthaftigkeit mit genau jenem feinen Humor, den auch ihre Werke auszeichnen: "Ganz einfach", sagte sie, "wir sind beide gut." Dass ich das nicht anzweifle, zeigt mein Sprechen hier. Aber, es reicht mir doch nicht. Mit der Zeit - Zeit ist ein ganz wichtiger Faktor beim Kunst betrachten, denn die Ausstrahlung eines Werkes lässt sich optisch nicht erhaschen; Ausstrahlung ist Schwingung und es ist der Körper - nicht das Auge - , der diese Schwingungen aufnimmt und als Empfindung wahrnehmbar macht. Und diese Empfindung ist ein Teil der Qualität eines

Werkes. Mit der Zeit also, begann ich zu spüren, dass die Impulse der beiden Werke gegenläufig sind. Das Gemeinsame ist somit die Ergänzung. Da ist einerseits das Zwei-Dimensionale, das sich in der Fläche ausbreitet, und andererseits das Drei-Dimensionale, das als Relief oder als Plastik in den Raum greift. Hier ist, in direkter Verbindung, das Bild, präziser noch, die geätzte und gemalte Zeichnung, die uns zum Lesen auffordert und hier ist das Material, eingebunden in Form, das uns auf eine gewisse Distanz still werden lässt. Da ist der Reichtum und die Lebendigkeit der ruhelosen Schrift, die uns anregt, da die Ruhe und die Präzision, mit welcher ein einziges Zeichen gesetzt ist. Diese Gegensätze durchdringen sich und erzeugen Spannung. Vielleicht spüren wir - bewusst oder unbewusst - dass wir beide Schwingungen in uns tragen und vielleicht ist es uns darum wohl hier.

Dieser Austausch ist nicht beliebig - das heisst, man kann nicht einfach ohne Reflexion Malerei und Plastik zueinandergesellen und schon funktioniert's. Dieses Gleichgewicht ist ein subtiles - im Französischen ist "subtile" auch ein Wort für "feinstofflich". Die Frage, warum sich dieses Wohl-Gefühl hier einstellt, muss also noch ein bisschen vertieft werden. Beim Hin-Horchen ist mir das Wort "Lebens-Zuneigung" in den Sinn gekommen. Bei Catrin Lüthi K sind es sowohl die Materialien, die dazugehören wie auch die Primärassoziationen, die ihre Formen auslösen. Der gelbe Wachs ist sehr nahe am Leben; wenn wir der Lust nachgeben und mit dem Finger fein darüberfahren, so vermittelt dies ein angenehmes, ein weiches, ein sinnliches Gefühl. Das Blei, in welches der Wachs da und dort gegossen ist, ist das weichste aller Metalle. Die Form trägt somit Wandelbarkeit in sich. Zum Verformen braucht es Wärme. Da ist - um im Vergleich das sichtbar zu machen, was ich meine - da ist nicht das glühende Eisen, der Hammer, der Form aufzwingt, da ist nicht Macht und nicht Kraft im

Vordergrund. In den Arbeiten von Catrin Lüthi K bleibt eine menschliche Dimension erhalten, sowohl real wie im übertragenen Sinn. Es kommt hinzu, dass manche Form an Menschliches, oder, allgemeiner, an Organisches, an einfache Lebensformen, erinnert. Andere, stärker geometrische Arbeiten - sind nicht nur Kontrast. Man kann sich ihnen über das Stichwort Architektur nähern. Es sind



*Cathrin Lüthi K, Wandstück, gefüllt, 1992*

Balken, die tragen oder es sind Zementsteine, die schichtweise übereinander lagern. Das Haus - es ist nicht da - aber über unser Erfahrungswissen klingt es doch an und bringt eine positive Beziehung ein. Am weitesten Vorangetrieben ist dieses Denken vielleicht in *dieser* Arbeit von 1990. Hier sehen wir auf der einen Seite Zementsteine - sieben Stück übereinander - für jeden Tag der Woche ein "Stockwerk". Dazwischen sind Metallplatten - sie sind wie

Zwischenböden, sie schaffen Räume, stellen aber auch die Festigkeit der Gesamtform in Frage. Wandelbarkeit ist nicht ausgeschlossen. Und darüber gelegt ist ein Wachs-Tuch. Leinwand mit flüssigem Wachs bemalt - Cathrin Lüthi K kommt ja ursprünglich von der Malerei zur Plastik. Und dieses halb-weiche Tuch überlagert die Konstruktion. Während des Nach-denkens beginne ich plötzlich meine Haut zu spüren, wie sie sich meinem eigenen inneren Bau-Werk entlang legt, mal gespannt, mal weich. Und auf einmal wird die Plastik, die nach aussen mit so wenig, klarer Form auskommt, ein Spiegel meiner selbst. Ich selbst bin das Haus und baue mir ein Haus. Ich selbst umhülle den Kern mit fester Form oder - umgekehrt - die feste Form mit weicher oder auch manchmal halb-weicher Haut. Ich selbst spiele mit Härte und Weichheit, mit Innen und Aussen.

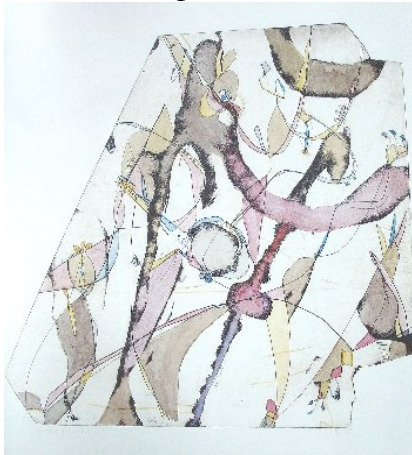


**Cathrin Lüthi K, Wandfaltung, 1992**

Und über all dem schwebt der Begriff, von dem ich ausgegangen bin, die Lebens-Zuneigung, die mir auch - ganz anders - aus den Arbeiten von Inge Schön entgegenweht. Die beiden Werke sind auf einer formalen oder stilistischen Ebene nicht vergleichbar. Da liegt auch eine ganze Lebenszeit dazwischen. Doch während Cathrin Lüthi K's Werke deutlich ihrer Generation entsprechen, wohl auch im Rückblick als Arbeiten der 80er/90er Jahre des 20. Jahrhunderts erkennbar sein werden, sind Inge Schöns Werke eigenartig un-greifbar. Nicht nur, weil sich alles darin bewegt, sondern auch stilistisch. Zunächst einmal scheinen die Arbeiten jünger als das Lexikon das Alter der Künstlerin festschreibt. Doch das ist nicht untypisch für Künstlerinnen-Biographien dieses Jahrhunderts.

Die 68er Jahre mit ihren Impulsen haben nicht nur latenten Begabungen und zurückgehaltenen Wünschen zur Veräusserlichung verholfen, sie haben auch vielen älteren Künstlerinnen den Anschluss an die Gegenwart ermöglicht. So sind denn auch Inge Schöns Arbeiten nicht von den 30er/40er Jahren - wie sollten sie auch, in Deutschland! - geprägt, sondern von den 60er Jahren. Gleichzeitig ist es aber eine reife und vom Leben geprägte Frau, die um 1970 ihren Empfindungen künstlerischen Ausdruck zu geben beginnt und gleichzeitig eine Frau, die trotzdem von ihrer Generation geprägt ist. Dieses Verzahnen von Zeit-Signalen trägt zu diesem Un-Greifbaren, das ich genannt habe, bei und gibt den Arbeiten ihre spezifische Qualität. Hinzu kommen selbstverständlich individuelle Strukturen. Und da fällt in dieser Ausstellung vor allem etwas ins Gewicht. Es ist das aneinander Reiben zweier gegenläufiger Tendenzen. Die Basis all der Blätter von Inge Schön bildet eine Radierung, die gleichzeitig eine Grundform markiert. Es kann ein Kreis, ein Dreieck oder ein Rechteck sein. Doch halt, der Kreis ist zweigeteilt, er kippt auf und das Dreieck hat seltsame Einschnitte.

Es sind Formen mit kleinen, fast hat man den Eindruck, schmerzhaften Oeffnungen, die aber auch Orte des Austauschs sind. Denn überlagert sind die Grundformen, die entweder als identische Reihe oder als Variationsserie erscheinen, von einem farben- und formensprühenden Lebensimpuls, von Malerei, sei sie mit Pinsel und Tusche oder Aquarellfarben oder vom Aquarellstift ausgeführt. Den Hauptzyklus in dieser Ausstellung nennt Inge Schön "Indianerlieder". Mit Indianern hat das Ganze aber eigentlich nichts zu tun. Gewiss, Inge Schön liess sich von den vielen Bildern, die wir im Kolumbus-Jahr gesehen haben, inspirieren, doch eigentlich hörte sie nur auf das Echo, das die singenden Formen in ihr auslösten. Stärker noch als bei Catrin Lüthi K, wo - gegeben durch die strenge plastische Form - immer ein Sublimierungsprozess stattfindet, ist hier eine unmittelbare Präsenz der Künstlerin durch ihre Befindlichkeit, ihr Klingen, ihr Träumen, ihre Sehnsüchte, ihre kleinen Kanten und Spitzen auch, sichtbar.



*Inge Schön, kolorierte Aquatinta, 1985*

Es ist Inge Schön, die von der kulturellen, vielleicht auch rituellen, Kraft der Indianderkultur träumt und die fremden Zeichen in eigene verwandelt. Die Verwandlung ist Tanz, ist auch gesteigerte Freude und - so fremd, das vielleicht zunächst auch klingen mag, ist auch Glaube oder eben - Lebens-Zuneigung. Was mich fasziniert an diesen Blättern ist ihre positive Kraft, ihr Wirbel, der sagt, komm mit, spür den Wind und tanze mit mir. Und das alles sagt eine Frau, die rein vom Alter her, meine Mutter sein könnte. Was mir dabei nicht nur ein Gefühl der Freude vermittelt, sondern unter die Haut geht, ist die Fähigkeit von Inge Schön, die Freude nicht nur mit "schönen" Zeichen zu evozieren, sondern mit der ganzen Vielfalt von Ecken, Linien und Kreisen, der ganzen Vielschichtigkeit und Problematik des Lebens. Und immer vermag sie damit einen Kreis zu schliessen.

Ich danke fürs Zuhören.